

I. Meine Absicht

Was aus den hier beginnenden Aufzeichnungen wird, weiß ich nicht.

Gewiss keine Bekenntnisschrift! Ich habe nichts zu offenbaren – auch nicht vor mir selbst aufzudecken – wie Jean-Jacques Rousseau oder Jean-Paul Sartre, wie Eva Zeller oder Carola Stern. Warum sollte ich der Nachwelt preisgeben, was ich meinte meinen Zeitgenossen verbergen zu müssen?

Gewiss keine Selbstprüfung wie die Augustins oder Albert Speers. Die war mit meinem Leben zu leisten. Was mir in ihm und mit ihm nicht gelungen ist, sollte ich nicht »in letzter Stunde« nachholen wollen, in der es mir nichts mehr nützt.

Gewiss auch keine Abrechnung mit anderen, nichts wie das, was Hermann Hesse seiner Jugend zu schulden meinte, nichts, was einer schreiben *muss* wie Kurt Hiller oder Fritz Zorn oder Walter Kempowski. Was hätte ich mit wem zu begleichen!? Die Befriedigung von Rache ist mir fremd, auch wenn ich sie bei Philoktet oder Kriemhild, ja sogar bei Michael Kohlhaas verstehen und schauernd bewundern kann. Ich bringe es höchstens zu ein wenig Schadenfreude.

Gewiss, schließlich, wird aus dieser Aufzeichnung keine »Literatur«, die förderliche und angenehme Verfeinerung meiner Schreibgabe an einem willigen, mir wohlbekanntem Stoff. Also nicht das, was Ludwig Harig autobiographische Romane gleichsam von Dichter-Natur her sind, und schon gar nicht Marcel Prousts wechselseitige Verwandlung von Kunst in Wirklichkeit und Wirklichkeit in Kunst. Ich wäre stolz, wenn mir so etwas gelänge – eine bescheidene Nachfolge meines Ahnen Wilhelm von Kugelgen, der sich »Dichtung und Wahrheit« zum Vorbild nehmen konnte, bewunderte Vorbilder beide, und beide nur erklärbar aus genialer Unbefangenheit, die man nach ihnen nicht mehr haben kann.

Erinnertes und die Gedanken, die es auslöst – das etwa lässt sich

vorstellen. Die teils gegebene, teils gewählte Ausgangslage empfiehlt dies: Mein Gedächtnis ist nicht nur lückenhaft, es ist auch unzuverlässig. Aber ich habe Erinnerungen und ich habe Zeugnisse, an denen Verlorengegangenes sich wieder einstellt. Und wenn dabei Gedanken aufkommen und nicht nur Gedenken, sollen sie geprüft werden und sich mitteilen dürfen.

Hier lauert eine Gefahr. Das Verhältnis darf sich nicht umkehren. Die Gedanken sollen nicht die Gerätschaften sein, mit denen ich die Erinnerungen ausgrabe und präpariere. Nicht einmal Begriffe, die gedachte Gliederung der Sachverhalte, die Rubren der Geschichte sollen mein Schreiben anleiten: Die Familie/Die Schule/Der Nationalsozialismus/Der Krieg/Pazifismus/Die Erfahrung der Demokratie/Die alten Sprachen in der Neuen Welt/Ästhetische Erziehung im politischen Zeitalter/Anlässe für die Reform des Bildungswesens/Die Erschütterung der Universität und die Kritik der Wissenschaft/Bürgerschaftliches Handeln und Ehrenämter/Die Freuden des Alters – so könnten die Kapitelüberschriften lauten, und das Ergebnis wäre so etwas wie die Zusammenfassung meiner Bücher und Aufsätze – ausgelegt auf den Ablauf der Zeit, verlebendigt durch Anekdoten.

Damit wäre ich in Konkurrenz zu mir selber getreten: der alte Hentig gegen den jungen oder jüngeren – und der alte würde verlieren. Bismarck wollte, durfte und musste »Gedanken und Erinnerungen« schreiben. Ich will Erinnerungen schreiben und diese bedenken – nicht noch einmal all die Gegenstände und Zusammenhänge, die ich in meinem Leben viel deutlicher erkannt und besser verstanden habe, als ich das heute kann.

Meine Erinnerungen ordne ich chronologisch. Dazu ein letztes Caveat zugleich an mich und an den Leser:

In dem Alter, in dem ich meine »Erinnerungen« zu schreiben versuche, sollte man sich hüten, als Chronist des eigenen Lebens aufzutreten. Ein Lebens-Bericht setzt Aufzeichnungen voraus, fordert systematische Arbeit – nachfragen, nachforschen, nachprüfen –, Anstrengungen, die ich nicht mehr leisten kann und mag. Hingegen der Erinnerung, die sich von selbst einstellt, den »schwankenden Gestalten« wie Goethe mit einem »Nun gut« Einlass gewähren, dürfte mir noch gelingen: »... so mögt ihr walten, / Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt.«

Dass »Memoiren« von den Details leben, die das Gedächtnis – ein zu Genauigkeit verpflichtetes, aber schwaches und obendrein korrumpierbares Organ – ihnen zuträgt, ist mir leidig bewusst. Was das meine hergibt, ist erbärmlich, gemessen an dem tatsächlich Erlebten, und wird doch ein Buch füllen. *I give it a try*. Die ingressive Partikel »Er-« sagt: Gleich trifft es ein, jetzt hebt es an. Er-innerung lässt los, Gedächtnis bewahrt.

Ich werde mich also belauschen, mich durch Fotos, Briefe, Gegenstände, die mich ohnedies umgeben, und durch den Gang der Ereignisse anregen lassen – und lieber bekennen, dass ich XYZ nicht mehr weiß, als ihm angestrengt nachspüren. Ich werde nicht einmal beim Hentig nachschlagen – in den beiden schon vorliegenden Viten, der politischen und der pädagogischen in »Aufgeräumte Erfahrung« (1983). Die sich daraus ergebenden Wiederholungen dürften weniger ärgerlich sein als krampfhaftige Versuche, sie zu vermeiden oder sprachlich zu vertuschen.

Kurz: Zeit-Geschichte sollte der Leser bei mir nicht suchen, eher Zeit-Bilder, Zeit-Gedanken, Zeit-Freuden und Zeit-Leiden – und viel Person. Diese bedient hier ein elementares, unkompliziertes Bedürfnis nach Sichtung und Ordnung ihrer inneren Habe und die damit verbundene Lust am Weitergeben. Sie denkt sich: Just dies dürften im Zeitalter elektronischer Datenspeicherung und Textverarbeitung andere Personen nicht ungern lesen.

Was sagt dieser mir abgerungene Befund im Klartext? Keine Verführung, im Nachhinein »gut« gewesen zu sein, kein hehrer Anspruch auf die Beispielhaftigkeit des von mir Erlebten, keine – man glaube mir bitte – ernsthafte Absicht zu belehren, zu ergötzen, zu befreien, kein heroischer Kampf gegen das Vergessen, vielmehr die verständliche, den meisten Menschen jedenfalls eigene Freude am Nachempfinden und Nacherfinden des nun nicht mehr bedrohlichen Vergangenen führt mir die Feder, die eine Reiseschreibmaschine ist.

Der Lebensabschnitt, den man das Alter nennt und der, wenn man den weisen Griechen und der Bibel folgt, spätestens mit siebzig beginnt, war für mich von vornherein unerwartet schön. Sollte ich es mir mit dem hochmütigen Vorhaben verderben, innerhalb von zwei Jahren ein ganzes Leben aufzuzeichnen – obendrein in linearer Schrift! –, das doch drei-, vier- oder fünfdimensional war?

Ich habe lange gezögert. Nun, da es geschafft ist, fällt mir das Bekenntnis nicht schwer: dass mich die Mühe bereichert hat, ja dass ich Genugtuung darüber empfinde, wie sich dabei Lücken gefüllt, Irrtümer geklärt, Niederlagen relativiert haben und wie von Seite zu Seite, von Kapitel zu Kapitel das Possessivpronomen Gewicht und Genauigkeit gewann: Mein Leben war *mein* Leben.